

J. M. G. Le Clézio
Lied vom Hunger

Roman

Aus dem Französischen
von Uli Wittmann

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-C083411

1. Auflage 2012

Titel der Originalausgabe: *Ritournelle de la faim*

Copyright © Éditions Gallimard 2008

All rights reserved

Aus dem Französischen von Uli Wittmann

© 2009, 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Lektorat: Bärbel Flad

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Sebastian Schöneberg

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04351-8

Ich weiß, was Hunger ist, ich habe ihn gespürt. Als Kind bin ich bei Kriegsende auf der Straße mit all den anderen neben den Lastwagen der Amerikaner hergelaufen und habe die Hände ausgestreckt, um die Kaugummipäckchen, die Schokolade und die Brotrationen aufzufangen, die die Soldaten uns zuwarfen. Als Kind hatte ich eine solche Gier auf Fett, dass ich das Öl aus den Sardinen Dosen getrunken und mit Genuss den Löffel Lebertran hinuntergeschluckt habe, den mir meine Großmutter zur Stärkung gab. Ich hatte ein solches Bedürfnis nach Salz, dass ich oft in der Küche eine Handvoll grauer Salzkristalle aus dem Glas gegessen habe.

Als Kind habe ich zum ersten Mal Weißbrot gegessen. Nicht die Brotlaibe vom Bäcker – an diesem eher grauen Mischbrot aus verdorbenem Mehl, verlängert mit Sägemehl, wäre ich fast gestorben, als ich drei Jahre alt war – nein, ein rechteckiges Brot, das aus leichtem, duftendem Weizenmehl in einer Kastenform gebacken wurde und so weiß war wie das Papier, auf dem ich schreibe. Und während ich das schreibe, spüre ich, wie mir das Wasser im Mund zusammenläuft, als wäre die Zeit stehen geblieben und als hätte ich noch eine direkte Verbindung zu meiner Kindheit. Die Scheibe Weißbrot, die ich mir in den Mund schob, zerging geradezu auf der Zunge, und kaum hatte ich sie hinuntergeschluckt, bettelte ich schon nach mehr, mehr, und wenn meine Großmutter das Brot nicht in

ihrem verschließbaren Schrank aufbewahrt hätte, wäre ich imstande gewesen, es im Nu aufzuessen, bis mir davon schlecht geworden wäre. Vermutlich hat mich nichts in gleichem Maße befriedigt, ich habe seither nichts gegessen, was so sehr meinen Hunger gestillt und mich so gesättigt hat.

Ich habe damals *Spam* gegessen, das amerikanische Frühstücksfleisch. Noch lange danach habe ich die mit einem schlüsselähnlichen Stift aufzudrehenden Blechdosen aufbewahrt und sie sorgfältig grau bemalt, um sie in Kriegsschiffe zu verwandeln. Die mit Gelatine umgebene rosa Fleischmasse mit dem leicht seifigen Geschmack war für mich der Gipfel an Genuss. Dieser Geruch nach frischem Fleisch und die dünne Fettschicht, die auf der Zunge zurückblieb und die Rachenhöhle überzog. Später dürfte das Frühstücksfleisch bei Menschen, die nie erfahren haben, was Hunger ist, Entsetzen hervorgerufen haben und gleichbedeutend mit Nahrungsmittel für Arme geworden sein. Ich habe es fünfundzwanzig Jahre später in Mexiko, in Belize, in den Geschäften in Chetumal, Felipe Carrillo Puerto oder in Orange Walk wiedergefunden. Dort heißt es *carne del diablo*, Teufelsfleisch. Das gleiche *Spam* in der blauen Dose, die mit der Abbildung der auf einem Salatblatt in Scheiben geschnittenen Fleischmasse verziert ist.

Und auch das Milchpulver von Carnation. In den hohen runden, mit karmesinroten Nelken geschmückten Dosen, die vermutlich in den Niederlassungen des Roten Kreuzes ausgeteilt wurden. Für mich waren sie lange das Sinnbild für Leckereien, für Leckereien und Reichtum. Ich habe das weiße Pulver löffelweise verschlungen, bis ich fast daran erstickte. Auch da kann ich von Genuss sprechen. Keine Cremespeise, kein Kuchen, kein Dessert hat mich später je wieder mit solchem Glücksgefühl er-

füllt. Das Pulver war warm, kompakt, kaum salzig, knirschte zwischen Zähnen und Zahnfleisch und rann mir dickflüssig die Kehle hinab.

Dieser Hunger steckt noch in mir. Ich kann ihn nicht vergessen. Er erzeugt ein grelles Licht, das mich daran hindert, meine Kindheit zu vergessen. Ohne ihn hätte ich vermutlich diese Zeit nicht in Erinnerung behalten, diese langen Jahre, in denen es uns an allem fehlte. Glückliche zu sein heißt, sich nicht erinnern zu müssen. War ich damals unglücklich? Ich weiß es nicht. Ich entsinne mich nur, dass ich eines Tages aufgewacht bin und endlich das herrliche Gefühl gestillter Bedürfnisse empfunden habe. Das zu weiße, zu weiche Brot, das zu gut riecht, der Lebertran, der mir die Kehle hinabrinnt, die Kristalle aus grobem Salz, die Löffel mit Milchpulver, das tief im Mund zu Brei wird, haben den Zeitpunkt gekennzeichnet, an dem ich zu leben beginne. Die grauen Jahre sind für mich zu Ende, ich trete ins Licht. Ich bin frei. Ich existiere.

In der folgenden Geschichte ist von einem anderen Hunger die Rede.

Das violette Haus 1

Ethel. Sie steht vor dem Eingang zum Park. Es ist Abend. Das Licht ist sanft und perlgrau. Vielleicht grollt ein Gewitter über der Seine. Sie hält Monsieur Solimans Hand ganz fest. Sie ist knapp zehn und noch ziemlich klein, sie reicht ihrem Großonkel knapp bis an die Hüfte. Vor ihnen liegt so etwas wie eine Stadt, die mitten zwischen den Bäumen des Bois de Vincennes errichtet worden ist, man sieht Türme, Minarette und Kuppeln. Auf den Boulevards ringsum drängen sich die Menschen. Plötzlich geht der Schauer nieder, der im Anzug war, und von dem warmen Regen steigt Dunst über der Stadt auf. Im Nu haben sich Hunderte von schwarzen Regenschirmen geöffnet. Der alte Mann hat seinen Schirm vergessen. Er zögert, während die dicken Tropfen vom Himmel fallen. Aber Ethel zieht ihn an der Hand, und dann rennen sie gemeinsam den Boulevard entlang, an Pferdedroschken und Autos vorbei, zum überdachten Eingangstor. Sie zieht ihn an der linken Hand, und mit der Rechten hält ihr Großonkel den schwarzen Hut auf seinem spitzen Schädel fest. Wenn er rennt, bewegen sich seine grauen Koteletten rhythmisch hin und her, und das bringt Ethel zum Lachen, und als er sie lachen sieht, muss auch er lachen, sodass sie schließlich stehen bleiben, um sich unter einer Kastanie unterzustellen.

Es ist eine wunderbare Umgebung. Ethel hat noch nie so etwas gesehen, nicht einmal im Traum. Von der Porte

de Picpus kommend, sind sie durch das Eingangstor gegangen und an dem Museumsgebäude entlangspaziert, vor dem sich die Menschen drängen. Monsieur Soliman ist nicht daran interessiert. »Museen kannst du noch genug besuchen«, sagt er. Monsieur Soliman hat etwas Bestimmtes im Sinn. Deshalb wollte er mit Ethel herkommen. Sie hatte versucht den Grund herauszufinden, seit Tagen fragte sie ihn danach. Sie ist sehr pffiffig, wie ihr Großonkel zu ihr gesagt hat. Sie versteht es, jemandem die Würmer aus der Nase zu ziehen. »Wenn es eine Überraschung ist, und ich es dir sage, wo bleibt dann die Überraschung?« Ethel ließ nicht locker. »Du kannst mich wenigstens raten lassen.« Er sitzt nach dem Abendessen in seinem Sessel und raucht eine Zigarre. Ethel bläst den Zigarrenrauch zur Seite. »Kann man es essen? Kann man es trinken? Ist es ein schönes Kleid?« Aber Monsieur Soliman gibt nicht nach. Er raucht seine Zigarre und trinkt seinen Cognac wie an jedem Abend. »Morgen erfährst du es.« Danach kann Ethel nicht schlafen. Sie dreht und dreht sich die ganze Nacht in ihrem kleinen Eisenbett, das laut knarrt. Sie schläft erst im Morgengrauen ein und hat Mühe, um zehn Uhr die Augen aufzumachen, als ihre Mutter kommt, um sie zum Mittagessen bei den Tanten mitzunehmen. Monsieur Soliman ist noch nicht da. Dabei ist der Boulevard du Montparnasse nicht weit von der Rue du Cotentin. Eine Viertelstunde zu Fuß, und Monsieur Soliman ist gut zu Fuß. Er geht kerzengerade, den schwarzen Hut fest auf den Schädel gedrückt, und sein Spazierstock mit dem silbernen Knauf berührt kaum den Boden. Ethel sagt, dass sie ihn trotz des Lärms auf der Straße schon von ferne kommen höre, das rhythmische Geräusch seiner eisenbeschlagenen Absätze auf dem Bürgersteig erkenne. Sie sagt, er mache ein Geräusch wie ein Pferd. Sie vergleicht Monsieur Soliman gern mit

einem Pferd, und ihm missfällt das auch nicht, und ab und zu setzt er sie trotz seiner achtzig Jahre auf seine Schultern, um im Park mit ihr spazieren zu gehen, und da er sehr groß ist, kann sie dann die untersten Äste der Bäume berühren.

Der Regen hat aufgehört, und sie gehen Hand in Hand bis ans Seeufer. Unter dem grauen Himmel wirkt der See sehr groß und sichelförmig, wie ein Sumpf. Monsieur Soliman erzählt oft von den Seen und Sumpfgebieten, die er früher in Afrika gesehen hat, als er Militärarzt im französischen Kongo war. Ethel bringt ihn gern zum Reden. Nur ihr erzählt Monsieur Soliman seine Geschichten. Alles, was sie von der Welt kennt, das hat er ihr erzählt. Ethel entdeckt auf dem See Enten und einen etwas gelblichen Schwan, der sich zu langweilen scheint. Sie gehen an einer Insel vorbei, auf der ein griechischer Tempel errichtet worden ist. Die Menschen drängen sich vor der Holzbrücke, und Monsieur Soliman fragt Ethel: »Möchtest du ...?«, aber ganz offensichtlich nur, um sich keine Vorwürfe machen zu müssen. Es sind zu viele Leute dort, und sie zieht ihren Großonkel an der Hand weiter. »Nein, nein, lass uns gleich nach Indien gehen!« Sie gehen am Seeufer entlang, dem Menschenstrom entgegen. Die Leute weichen zur Seite vor dem großen Mann in seinem Überzieher mit Kapuze und mit dem altmodischen Hut und dem kleinen blonden Mädchen im gesmokten Sonntagskleid und Stiefeletten. Ethel ist stolz darauf, mit Monsieur Soliman spazieren zu gehen. Sie hat den Eindruck, in Begleitung eines Riesen zu sein, eines Mannes, der sich auch in der größten Unordnung der Welt einen Weg bahnen kann.

Die Menge geht jetzt in die andere Richtung, auf das Ende des Sees zu. Ethel sieht seltsame zementfarbene Türme, die die Bäume überragen. Auf einem Schild liest sie mit Mühe den Namen: »Ang...kor...«

»Wat!«, beendet Monsieur Soliman. »Angkor Wat. Das ist der Name eines Tempels in Kambodscha. Anscheinend ist er sehr gelungen, aber vorher möchte ich dir noch etwas zeigen.« Er hat etwas Bestimmtes im Sinn. Und außerdem will Monsieur Soliman nicht in die gleiche Richtung gehen wie der Menschenstrom. Er misstraut Massenbewegungen. Ethel hat oft gehört, wie über ihren Großonkel gesagt wurde: »Er ist ein Original.« Ihre Mutter nimmt ihn in Schutz, vermutlich weil er ihr Onkel ist, und sagt: »Er ist sehr nett.«

Er hat sie streng erzogen. Nach dem Tode ihres Vaters kümmerte er sich um sie. Aber sie hat ihn nicht oft gesehen, er war immer in der Ferne, am anderen Ende der Welt. Sie liebt ihn. Und vielleicht rührt es sie noch mehr, dass dieser alte große Mann eine Leidenschaft für Ethel entwickelt hat. Es ist, als sähe sie, wie sich gegen Ende eines einsamen, harten Lebens sein Herz endlich öffnete.

Ein Weg biegt seitlich vom Ufer ab. Die Spaziergänger sind nicht mehr so zahlreich. Auf einem Schild steht: DIE ALTEN KOLONIEN. Und darunter die Namen, die Ethel langsam liest:

RÉUNION
GUADELOUPE
MARTINIQUE
SOMALIA
NEUKALEDONIEN
GUAYANA
FRANZÖSISCH-INDIEN

Dorthin will Monsieur Soliman gehen.

Auf einer Lichtung ein bisschen abseits vom See stehen mehrere Hütten mit Strohdächern, andere in Massivbauweise mit Pfeilern, die wie Palmenstämme aussehen. Es wirkt wie ein Dorf. In der Mitte befindet sich ein mit Kies bedeckter Platz, auf dem mehrere Stühle stehen. Ein paar Besucher sitzen dort, Frauen in langen Kleidern unter geöffneten Regenschirmen, aber da die Sonne inzwischen wieder hervorgekommen ist, dienen sie jetzt als Sonnenschirme. Die Herren haben Taschentücher auf den Stühlen ausgebreitet, um damit die Regentropfen aufzusaugen.

»Das ist aber schön!«, muss Ethel einfach angesichts des Pavillons von Martinique ausrufen. Auf dem Frontgiebel des Hauses (auch das im Stil einer Hütte) sind in einem Hochrelief alle möglichen exotischen Blumen und Früchte, Ananas, Papayas, Bananen, Hibiskussträuße und Paradiesvögel abgebildet.

»Ja, das ist sehr schön ... Willst du es dir ansehen?«

Aber er hat die Frage so wie eben gestellt, mit der gleichen zögernden Stimme, und außerdem hält er Ethel an der Hand und rührt sich nicht. Sie versteht und sagt: »Nachher, wenn du willst, ja?«

»Darin ist sowieso nichts zu sehen.« Ethel sieht durch die Tür eine Antillanerin mit einem kunstvoll geschlungenen roten Kopftuch, die nach draußen blickt, ohne zu lächeln. Sie würde die Frau gern sehen, ihr Kleid berühren und mit ihr sprechen, weil sie einen so traurigen Gesichtsausdruck hat. Aber sie sagt ihrem Großonkel nichts davon. Er nimmt sie mit zum anderen Ende des Platzes, zu dem Pavillon von Französisch-Indien.

Das Haus ist nicht sehr groß. Es zieht kaum Besucher an. Die Menschenmenge geht daran vorbei, ohne stehen zu bleiben, strömt in gleichmäßiger Bewegung dahin,

Männer in schwarzen Anzügen und schwarzen Hüten, Frauen mit leise raschelnden Kleidern und Hüten mit Federn, künstlichen Früchten oder Schleiern. Ein paar Kinder, die hinter ihnen hertrödeln, werfen flüchtig einen Seitenblick auf Ethel und Monsieur Soliman, die in die andere Richtung laufen und den Platz überqueren. Sie gehen zu den großen Bauwerken, den Felsen, den Tempeln, den hohen Türmen, die die Bäume überragen wie Artischocken.

Sie hat nicht einmal gefragt, was das dahinten ist. Er hat wohl eine Erklärung gemurmelt: »Das ist eine Nachbildung des Tempels von Angkor Vat, wenn du willst, nehme ich dich eines Tages mit, um dir den richtigen zu zeigen.« Monsieur Soliman mag keine Nachbildungen, er interessiert sich nur für das Authentische, das ist alles.

Er ist vor dem Haus stehen geblieben. Sein rotes Gesicht zeigt tiefe Zufriedenheit. Wortlos drückt er Ethels Hand, und gemeinsam gehen sie die Holzstufen der Freitreppe hinauf. Es ist ein sehr einfaches Haus aus hellem Holz, das von einer von Säulen getragenen Veranda umgeben ist. Es hat hohe, mit Mustrabijen aus dunklem Holz vergitterte Fenster. Das mit lasierten Ziegeln gedeckte, fast flache Dach wird von einem kleinen Turm mit Zinnen überragt. Als sie hineingehen, ist dort niemand. Mitten im Haus befindet sich ein von dem Turm erhellter Innenhof, der in seltsames violettes Licht getaucht ist. Auf einer Seite des Patios ist ein rundes Becken, in dem sich der Himmel spiegelt. Das Wasser ist so bewegungslos, dass Ethel einen Augenblick geglaubt hat, es sei ein Spiegel. Sie bleibt mit klopfendem Herzen stehen, und auch Monsieur Soliman rührt sich nicht mehr und hat den Kopf ein wenig in den Nacken gelegt, um die Kuppel über dem Patio zu betrachten. In Holznischen,

die zu einem gleichseitigen Achteck angeordnet sind, verbreiten elektrische Standleuchten ein schwaches farbiges Licht, unwirklich wie eine Dunstwolke, in der Farbe von Hortensien, in der Farbe der Dämmerung über dem Meer.

Irgendetwas zittert. Irgendetwas Unvollendetes, das ein bisschen magisch wirkt. Vermutlich, weil niemand da ist. Als wäre dies der eigentliche, mitten im Dschungel verlassene Tempel, Ethel hat das Gefühl, als könne sie das Geraschel in den Bäumen hören, die schrillen, heiseren Schreie und die lautlosen Tritte der Raubtiere im Unterholz, sie erschauert und drückt sich an ihren Großonkel.

Monsieur Soliman rührt sich nicht. Er steht reglos unter der beleuchteten Kuppel in der Mitte des Patios, und der Lichtschimmer färbt sein Gesicht violett, und seine Koteletten sehen aus wie zwei blaue Flammen. Jetzt hat Ethel es begriffen: Die Rührung ihres Großonkels hat sie erschauern lassen. Wenn ein so großer und so starker Mann plötzlich still stehen bleibt, dann muss es ein Geheimnis in diesem Haus geben, ein Geheimnis, wunderbar, gefährlich und empfindlich, dass bei der geringsten Bewegung alles aufhört.

Und auf einmal redet er so, als gehöre ihm das alles.

»Da stelle ich meinen Sekretär hin, da meine beiden Bücherschränke ... Da mein Spinett und dahinten die afrikanischen Skulpturen aus Ebenholz, bei dieser Beleuchtung sind sie ganz wie zu Hause, und dann kann ich endlich meinen großen Berberteppich ausrollen ...«

Sie versteht nicht recht. Sie folgt dem hochgewachsenen Mann, während er mit einiger Ungeduld, die sie an ihm nicht kennt, von einem Raum in den anderen geht. Schließlich kehrt er in den Patio zurück und setzt sich auf die Stufen der Freitreppe, um den sich im Becken spie-

gelenden Himmel zu betrachten, und es ist, als sähen sie gemeinsam einen Sonnenuntergang auf einer Lagune irgendwo in der Ferne, am anderen Ende der Welt, in Indien oder auf der Insel Mauritius, dem Land seiner Kindheit.

Es ist wie ein Traum. Wenn sie daran zurückdenkt, dann sieht sie wieder das violette Licht und die glitzernde Scheibe des Beckens vor sich, in dem sich der Himmel spiegelt. Eine Dunstwolke, die aus alten, fernen Zeiten stammt. Jetzt ist alles verschwunden. Was bleibt, sind keine Erinnerungen, als sei sie nie ein Kind gewesen. Die Kolonialausstellung. Sie hat ein paar Andenken von jenem Tag behalten, an dem sie mit Monsieur Soliman über die kiesbedeckten Wege ging.

»Hierhin stelle ich meinen alten Schaukelstuhl, das ist wie auf der Veranda auf Mauritius, und wenn es regnet, sehe ich zu, wie die Tropfen in das Wasserbecken fallen. In Paris regnet es oft ... Und ich halte mir ein paar Kröten, nur um zu hören, wie sie den Regen ankünden ...«

»Was fressen denn die Kröten?«

»Mücken, Nachtfalter und Motten. In Paris gibt es viele Motten ...«

»Du brauchst auch Pflanzen, niedrige Pflanzen mit violetten Blüten.«

»Ja, Lotusblumen. Oder besser Seerosen, die Lotusblumen würden im Winter sterben. Aber nicht in dem runden Becken. Ich lasse hinten im Garten ein anderes Becken für die Kröten bauen. Ich will, dass dieses Spiegelbecken glatt wie ein Teller bleibt, damit der Himmel sich darin anschauen kann.«

Nur Ethel konnte Monsieur Solimans fixe Idee verstehen. Er hatte sich sofort für den indischen Pavillon entschieden und ihn gekauft, als er die Baupläne für die Ausstellung gesehen hatte. Er fegte das Vorhaben seines

Neffen vom Tisch. Auf seinem Grundstück sollte kein Mietshaus entstehen, und kein einziger Baum durfte gefällt werden. Er ließ Kaiserpaulownien, Kokkelsträucher und indische Lorbeerbäume anpflanzen. Alles war für seine verrückte Idee vorbereitet.

»Ich eigne mich nicht zum Wohnungsvermieter.«

Um Alexandres Pläne zu vereiteln, hatte er Ethel als Alleinerbin eingesetzt. Natürlich wusste sie nichts davon. Oder vielleicht hat er es ihr eines Tages gesagt. Es war kurz nach dem Besuch der Kolonialausstellung. Die Einzelteile des Pavillons von Französisch-Indien stapelten sich im Garten in der Rue de l'Armorique. Um sie vorm Regen zu schützen, ließ Monsieur Soliman sie mit einer hässlichen großen schwarzen Plane abdecken. Dann nahm er Ethel zu dem Bretterzaun mit, der den Garten vor Blicken schützte. Er öffnete das Türschloss, und sie sah all diese schwarzen glänzenden Stapel hinten auf dem Gelände und blieb wie angewurzelt stehen.

»Weißt du, was das ist?«, fragte Monsieur Soliman verschmitzt.

»Das ist das violette Haus.«

Er sah sie voller Bewunderung an.

»Tja, du hast recht.« Dann fügte er hinzu: »Es wird also das violette Haus heißen, und du hast ihm den Namen gegeben.« Er drückte ihr die Hand, und sie glaubte schon, den Patio, den Säulengang und die Brunnenschale zu sehen, in der sich der graue Himmel spiegelte. »Das gehört bald dir. Dir ganz allein.«

Aber dann sprach er nicht mehr darüber. So war Monsieur Soliman. Er sagte alles nur einmal und wiederholte es nie.

Er wartete lange. Vielleicht zu lange. Vielleicht zog er es vor zu träumen, wie es werden würde, anstatt die Sache in Angriff zu nehmen. Die Einzelteile des violetten Hauses blieben unter der Persenning hinten im Garten liegen und wurden allmählich von Brombeergestrüpp überrankt. Aber Monsieur Soliman ging mit Ethel wenigstens einmal im Monat andächtig zu dem Grundstück. Im Winter verloren alle Bäume in der Umgebung ihr Laub, aber die Bäume, die Monsieur Soliman hatte anpflanzen lassen, widerstanden. Der Kokkelstrauch und die indischen Lorbeerbäume bildeten ein dunkelgrünes Blätterdach, das eher an den Saum eines Waldes als an einen Garten in der Stadt denken ließ. Das Nachbargrundstück gehörte einem gewissen Monsieur Stupide, ein Name, wie er nicht besser auf ihn passen konnte. Er gehörte zu den Leuten, die schon lange in diesem Viertel wohnten, und war der Sohn des Mannes, der 1887 diese Straße eröffnet hatte. Er leitete daraus einen gewissen Machtanspruch ab und nahm Monsieur Soliman eines Tages beiseite und sagte zu ihm: »Ich habe festgestellt, dass meine Kirschbäume wegen des Laubs Ihrer exotischen Bäume von zwölf bis drei im Schatten sind.«

Ethels Großonkel hatte darauf folgende vernichtende Antwort gegeben: »Wissen Sie, Monsieur, Sie können mich am Arsch lecken!« Es war das erste Mal, dass Ethel diesen Ausdruck hörte, den ihr Vater lachend zitierte. Dass sich der Onkel der Sprache eines Fuhrmanns oder besser gesagt eines Soldaten bediente (so hatte Alexander Kommentar gelautet), hatte Ethel großen Spaß gemacht. Zugleich wusste sie, dass sie diese Worte nicht aussprechen durfte, vor allem nicht im Beisein des Mannes, der sie verwendet hatte. Aber das war gut so.

Noch bevor die Bauarbeiten am violetten Haus beginnen konnten, wurde Monsieur Soliman krank. Beim letzten Mal, als Ethel mit ihm zu dem Grundstück ging, sah sie etwas Seltsames. Das Unkraut, das den Garten überwuchert hatte, war gemäht, und die Persenning von den Dornensträuchern befreit worden. Auf der Holztür, die zur Straße ging, hing ein Schild mit der Baugenehmigung. Darauf stand: »Bau eines einstöckigen Wohnhauses aus Holz.« Sie vergaß es nie. Monsieur Soliman hatte sich mit seinem Feind M. Stupide anlegen müssen, der dieses Projekt bekämpft hatte, weil er meinte, dass dadurch Termiten nach Paris eingeschleppt würden. Aber dank der Unterstützung des Architekten, der diesen Bungalow konzipiert hatte, ein gewisser Monsieur Perotin, hatte die Baubehörde schließlich nachgegeben und die Baugenehmigung erteilt.

Auf dem gesäuberten Gelände waren Pflöcke in den Boden getrieben worden, und zwischen diesen Pflöcken deutete ein Netz von Fäden die Grundrisse des Hauses an. Erstaunt war Ethel über die violetten Striche auf der Erde. Mit Kreide beschichtete Fäden hatten diese Spuren beim Auftreffen auf den Boden hinterlassen. Monsieur Soliman hatte Ethel gezeigt, wie man diese Striche machte. Mit der Spitze seines Spazierstocks hob er den straff gespannten Faden hoch und ließ ihn dann wieder los, und dabei hörte man ein tiefes *Dschung!*, wie beim Abschließen eines Pfeils mit einem Bogen, und anschließend blieb noch etwas von dem violetten Pulver auf der Erde zurück.

Es war das letzte Mal. Das ist die Erinnerung, die Ethel davon bewahrte, als habe das sanfte Licht, das das Innere des violetten Hauses erhellt hatte, sogar noch die Striche aus Kreidepulver auf dem Boden des Gartens gefärbt.

In jenem Winter, als Ethel dreizehn wurde, starb Mon-

sieur Soliman. Zunächst war er krank gewesen. Er bekam keine Luft mehr. Er lag in seiner ganzen Länge auf dem Bett im Schlafzimmer seiner Wohnung am Boulevard du Montparnasse. Sie sah, wie blass er war, sein Gesicht, das fast unter dem Bart verschwand, seine ausdruckslosen Augen, und da bekam sie Angst. Er verzog das Gesicht und sagte: »Es ist nicht so einfach zu sterben, es dauert lange, sehr lange.« Als könne sie das verstehen. Als sie wieder zu Hause war, wiederholte sie ihrer Mutter, was Monsieur Soliman gesagt hatte. Aber ihre Mutter gab ihr keine Erklärung. Sie sagte nur seufzend: »Du musst für deinen Großonkel beten.« Doch Ethel betete nicht, weil sie nicht wusste, um was sie bitten sollte. Dass er schnell starb oder dass er wieder gesund wurde. Sie dachte nur an das violette Haus und hoffte, dass Monsieur Soliman noch genug Zeit hatte, die Einzelteile aus der geteerten Segeltuchplane zu holen und das Haus auf den vorgezeichneten Linien zu bauen.

Aber es hatte im Oktober viel geregnet, und sie sagte sich, dass die Striche wohl verwischt waren. Vielleicht begriff sie in diesem Augenblick, dass ihr Großonkel sterben würde.

Xénia

Ethel erinnert sich nicht mehr, wo sie sich zum ersten Mal begegnet sind. Vielleicht in der Bäckerei in der Rue de Vaugirard oder vor dem Mädchengymnasium in der Rue Marguerin. Sie sieht wieder die graue Straße vor sich, in dem Pariser Regengrau, ein Grau, das alles überzieht und so tief ins Innere dringt, dass man am liebsten weinen möchte. Ihr Vater macht sich oft über den Pariser Himmel und die blasse Sonne lustig. »Wie eine Aspirin-tablette. Wie weißer Siegellack.« Die Sonne in Mauritius muss wohl ganz anders sein.

In all diesem Grau war sie ein blonder, strahlender Fleck. Nicht sehr groß für ihr Alter, etwa zwölf oder vielleicht schon etwas älter. Ethel hat Xénias genaues Alter nie erfahren. Xénia ist auf die Welt gekommen, als ihre Mutter nach der Revolution aus Russland floh. Im gleichen Jahr ist ihr Vater im Gefängnis gestorben, vielleicht ist er sogar von den Revolutionären erschossen worden. Ihre Mutter fuhr von Sankt Petersburg nach Schweden und dann von Land zu Land bis nach Paris. Xénia wuchs in einer deutschen Kleinstadt in der Nähe von Frankfurt auf. Das sind die Bruchstücke der Geschichte, die Ethel erfahren hat, und um sie nicht zu vergessen, hat sie ein kleines Heft auf der ersten Seite aufgeschlagen und ein bisschen feierlich daraufgeschrieben: »Xénias Geschichte bis zum heutigen Tag.«

Sie hat mit ihr gesprochen. Oder hat Xénia sie angesprochen? In dieser Menge, in all diesem Grau hat Ethel sie betrachtet wie eine Sonne, die echter war als weißer Siegellack. Sie erinnert sich noch daran, wie ihr Herz geklopft hat, weil Xénia so schön war. Dieses Engelsgesicht, die sehr helle und zugleich ein wenig matte Haut, die gegen Ende des Sommers leicht gebräunt war, das strohblonde Haar, oben auf dem Kopf zusammengebunden wie die Henkel eines geflochtenen Bastkorbs und mit roten Wollfäden durchzogen; das Kleid, das sie trug, ein langes helles Volantkleid, das trotz einer Stickerei mit roten Fäden auf dem Oberteil ganz einfach war, und ihre Taille, so schmal, dass man sie mit einer Hand hätte umfassen können (vermutlich mit einer breiten Hand wie der von Monsieur Soliman).

Und vor allem Xénias Augen. Ethel hatte noch nie solche Augen gesehen. Blassblau, fast grau – die Farbe von verwittertem Schiefer, die Farbe der Nordsee, dachte sie –, aber nicht diese Farbe erstaunte sie. Monsieur Soliman hatte auch blaue, strahlende Augen, wie die Farbe von Vergissmeinnicht. Aber sie bemerkte fast unmittelbar, dass diese Augen Xénias Gesicht einen Ausdruck sanfter Trauer verliehen – oder eher den Eindruck eines fernen Blicks, der aus der Tiefe der Zeit kam, voller Leid und Hoffnung, so als dränge er durch Aschenstaub. Natürlich dachte Ethel all das nicht gleich im ersten Moment. Das stellte sich erst im Laufe der Monate und Jahre heraus, während sie Xénias Geschichte Stück für Stück nachzeichnete. Aber an jenem Tag auf der grauen, regnerischen Straße, einem Wetter wie bei Schulbeginn, drang der Blick des Mädchens mit einem heftigen, undeutlichen Strahlen tief in ihre Seele, und sie spürte, wie ihr Herz schneller schlug.

Ethel stand in einer Gruppe anderer Mädchen, von de-

nen sie nicht einmal die Vornamen behalten hat und die brav vor der Schule warteten, um an dem Lyrikunterricht von Mademoiselle Kohler teilzunehmen, einer seltsamen alten Jungfer, von der sich die Schülerinnen witzige, verrückte Geschichten über enttäuschte Liebschaften erzählten, über den Verlust ihres Vermögens bei Pferderennen, zwielichtige Geschäfte und Gelegenheitsjobs, um sich durchzuschlagen. Doch Ethel hörte nicht zu. Sie starrte nur die neue Schülerin an, von der sie den Blick nicht lösen konnte, und sagte mit fast leiser Stimme zu ihren Kameradinnen: »Habt ihr dieses Mädchen gesehen?«

Xénia hatte sie sofort bemerkt. Sie ging auf dem Schulhof direkt auf Ethel zu, streckte die Hand aus und sagte zu ihr: »Ich heiße Xénia Antonina Chavirow.« Sie sprach das x ihres Vornamens leicht kehlig aus, was Ethel sofort wunderbar fand wie auch Xénias Familiennamen – die anderen Mädchen konnten es sich nicht verkneifen, ein blödes Wortspiel mit »Schafskopf« darauf zu machen. Xénia schrieb mit einem winzigen Bleistift ihren Namen in ihr schwarzes Oktavheft, riss die Seite heraus, hielt sie Ethel hin und sagte: »Entschuldige, aber ich habe keine Visitenkarte.« Der Name, das schwarze Oktavheft, die Visitenkarte, das war mehr als genug für Ethel, sie drückte Xénia die Hand und sagte: »Ich möchte deine Freundin sein.« Xénia lächelte, aber ihre blauen Augen blieben rätselhaft verschleiert. »Ja, natürlich, ich möchte auch deine Freundin sein.« Dann schrieb auch Ethel wie bei einem feierlichen Pakt ihren Namen und ihre Adresse in das kleine schwarze Oktavheft. Ohne zu wissen, warum, vielleicht um Xénia zu beeindrucken und sicher zu sein, ihre Freundschaft zu verdienen, log sie ein bisschen. »Wir wohnen jetzt noch dort, aber bald ziehen wir um. Sobald das Haus meines Großonkels fertig ist, ziehen wir alle zu

ihm.« Dabei wusste Ethel in jenem Augenblick schon genau, dass es mit dem violetten Haus, wenn überhaupt, so schnell nichts werden würde. Mit Monsieur Solimans Gesundheit ging es abwärts, und sein Traum rückte in immer weitere Ferne. Er verließ seine Wohnung kaum noch und verzichtete sogar auf seinen täglichen Spaziergang im Jardin du Luxembourg. Wenn sie an der hölzernen Gartentür in der Rue de l'Armorique vorbeikam, spürte Ethel, wie sich ihr Herz zusammenschnürte.

Einmal nahm sie Xénia nach der Schule dorthin mit. Xénia machte den Schulweg immer allein, und Ethel bewunderte sie dafür noch mehr. An jenem Tag hatte Ethel ihrer Mutter Bescheid gesagt. »Du brauchst mich nicht abzuholen, ich komme mit meiner Freundin Xénia, die ist Russin, weißt du das?« Ihre Mutter hatte sie überrascht angesehen. Dann brachte Ethel das Gespräch schnell zu Ende: »Anschließend kommen wir zum Vespern her. Ich koche ihr einen Tee. Xénia trinkt viel Tee.«

Als sie vor dem Grundstück in der Rue de l'Armorique ankamen, stellten sie sich auf die Zehenspitzen, um durch die Spalten zwischen den Brettern in der Tür zu blicken. »Das ist aber groß!«, rief Xénia. Und dann fügte sie etwas hinzu, an das Ethel noch nie zuvor gedacht hatte: »Dein Großonkel ist aber ein reicher Mann.«

An einem Nachmittag im Herbst ging Ethel mit Xénia zum Garten. Sie hatte den Schlüssel zu der Holztür, einen großen verrosteten Eisenschlüssel, der aussah, als würde er eine Geheimtür in einem Schloss öffnen, aus Monsieur Solimans Westentasche stibitzt. Sie schämte sich ein bisschen, dass sie den Schlüssel genommen hatte, ohne ihren Großonkel um Erlaubnis zu bitten. Monsieur Soliman döste, lang ausgestreckt unter einem weißen Laken in seinem Schlafzimmer, und seine großen Füße erhoben sich steil am Fußende des Bettes. Er hatte Ethels Besuch nicht